

Der gute Putin

Ein Gespräch mit dem Schriftsteller Viktor Jerofejew über Russland, die Russen und die russische Gegenwartsliteratur

Es gibt in Russland nicht mehr viele intellektuelle Stimmen, die in den Westen dringen – Viktor Jerofejew ist eine davon. Jerofejew hat nicht nur seit Sowjetzeiten die Mächtigen im Land kritisiert, er hat auch die Entwicklung der neueren russischen Literatur entscheidend mitgeprägt. Ulrich M. Schmid traf ihn in Zürich.

Sie haben kürzlich in einem Artikel geschrieben, dass die Hälfte der Russen Stalin liebe. Stimmt das? Als mein Buch «Der gute Stalin» erschien, versuchte ich eigenhändig, das ältere Publikum von der Lektüre abzuhalten: «Nein, Mütterchen, kaufen Sie es nicht, es ist nicht das, was Sie erwarten.» Ich habe die Stalin-Anhänger lange Zeit verachtet. Aber die Menschen lieben Stalin, weil sie selbst hilflos sind. Wir können nicht leben. Wir brauchen von Zeit zu Zeit einen georgischen Diktator oder einen holländischen Fussballtrainer.

Als Sie 1979 den Almanach «Metropol» veröffentlichten, wussten Sie, wie hoch der Preis für diesen zivilen Ungehorsam sein würde. Was versprochen Sie sich im Gegenzug davon?

Das ist für mich eine sehr wichtige Frage. 1974 fand in Moskau die sogenannte Bulldozer-Ausstellung statt – eine nonkonformistische Schau von Bildern, die mit Bulldozern niedergewalzt wurde. Die Aktion bewirkte aber etwas: Wenig später wurde in Moskau eine freie Künstlergewerkschaft gegründet; die unabhängige Kunst hatte den Durchbruch geschafft. Ich wollte etwas Ähnliches für die Literatur erreichen – nicht die Zensur abschaffen, aber eine gewisse Autonomie etablieren. «Metropol» hätte eine Bulldozer-Ausstellung für die Literatur werden sollen. Ich kannte das Risiko, aber ich hätte nicht gedacht, dass die Regierung so niederträchtig sein würde. Es gab Gerüchte, dass verschiedene Behörden mit uns einen Kompromiss gesucht haben, sogar der KGB, aber so weit kam es nicht. Mein Vater verlor seinen Botschafterposten in Wien, obwohl er als Vizeminister vorgesehen war. Mein Vater hat mir niemals Vorwürfe gemacht. Kurz vor seinem Tod hat er in einem Arte-Interview sogar gesagt, ich sei meiner Zeit weit voraus gewesen. Mit dieser umsichtigen Haltung hat er unsere Familie gerettet. Ich hatte eine phantastische stalinistische Kindheit mit Kaviar in Moskau erlebt. Meine Eltern gaben mir alles, und im Jahr 1979 nahm ich ihnen alles. Es ist schwieriger, über die Eltern zu schreiben, als gute Pornografie zu verfassen. Gute Pornografie zu schreiben, ist zwar schwierig, aber nicht unmöglich. Über die Eltern zu schreiben, ist unmöglich.

Vor über zwanzig Jahren haben Sie das Begräbnis der Sowjetliteratur gefeiert. Wie sieht die Situation der russischen Gegenwartsliteratur heute aus?

Die Literatur hat erneut begonnen, die soziale und politische Sphäre des Lebens zu bearbeiten. Bis

jetzt haben sich keine neuen Autoren bemerkbar gemacht, die das Niveau von Sorokin und Pelewin erreichen. Die Gegenwartsliteratur ist hinter das in den neunziger Jahren Erreichte zurückgefallen: Sie interessiert sich für das Leben, für den Charakter, für Stimmungen, für Beziehungen zwischen den Menschen. Diese Texte fordern immer in irgendeiner Form menschliche Gerechtigkeit. Das ist alles gut und schön, aber in der Literatur geht es nicht darum. Joyce ging es nicht darum, Kafka ging es nicht darum. Wir – Sorokin, Pelewin, Prigow und ich – haben im Ausland Anklang gefunden, nicht weil wir Stalin kritisierten, sondern weil wir eine neue Stilrichtung schufen. Im Moment sehe ich keine literarischen Talente. Wir befinden uns in einer Zwischenzeit – die alte Schriftstellergeneration ist abgetreten, eine neue ist noch nicht in Sicht.

Sie haben im Jahr 2009 den Chefideologen des Kremls, Wladislaw Surkow, als Autor des Gangsterromans «Nahe Null» identifiziert. Glauben Sie, dass die Polittechnologie der Putin-Regierung auch auf den Bereich der Literatur übergreift?

Wladislaw Surkow interessiert mich, und er gefällt mir als Mensch. Ich bewerte das nicht politisch. «Nahe Null» wurde von einem klugen Autor geschrieben, der etwas zu sagen hat. Surkow ist jemand, der sich skeptisch über unsere Gesellschaft äussert. In literarischer, nicht in politischer Hinsicht haben wir viele Gemeinsamkeiten. Ich glaube nicht, dass der Roman ein politisches Ziel hat, Surkow wollte sich vielmehr als Künstler selbst ausdrücken. «Nahe Null» war kein Bestseller in Russland, kaum jemand hat ihn gelesen.

Kam die Ankündigung, dass Putin erneut als Präsident kandidiert, überraschend für Sie?

In der «New York Times» hielt ich als prominenteste Eigenschaft dieses Ereignisses fest, dass niemand angerufen hat. Niemand reagierte darauf, niemand war überrascht. Ich glaube, dass Putin für immer Präsident sein wird. Leider ist unser Leader liberaler als achtzig Prozent unserer Bevölkerung. Die Russen sind ein archaisches Volk und ganz von Nationalismus durchdrungen. Wenn es ganz freie Wahlen gäbe, dann würde sogar Putin nicht durchkommen. Dann würden Leute wie der imperiale Schriftsteller Prochanow, ein orthodoxer Spinner wie Iwan Ochlobystin oder die verbotene «Bewegung gegen die illegale Immigration» (DPNI) gewählt. Natürlich ist Putin kein Westler und ein KGB-Offizier. Aber er hat uns die Freiheit des Privatlebens gegeben. Solange man sich nicht in die Politik einmischt, kann man tun und lassen, was man will. Das gab es vorher nicht. Sein Problem ist nicht, dass er mit der Faust auf den Tisch schlägt. Er ist nicht so schlimm wie all jene Nationalisten, Faschisten und Imperialisten, die sich in Stellung bringen. Deshalb kann Putin sagen: «Wenn ihr freie Wahlen wollt, bitte schön. Ihr werdet sehen, wie dann die Köpfe fliegen.» Russlands grösster Feind ist sein Volk. Nicht Putin, nicht Medwedew, nicht Surkow, sondern das eigene Volk, das in einer Märchenwelt lebt. Die

Russen wissen wenig über die Welt und halten sich für ein auserwähltes Volk, das Gott am nächsten ist. Diese Vorstellungen müssen verteidigt werden, und dazu braucht es Feinde – innere und äussere. Ich bin zu einem inneren Feind geworden, wie man leicht im Internet nachlesen kann.

Haben Sie persönlich Angst?

Ich hatte während der «Metropol»-Affäre keine Angst, dass man mich einsperrt, in die Armee steckt oder vernichtet. Es ist für mich zu spät, Angst zu haben.